

(Nachdruck verboten.)

44)

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

„O ganz gut!“ Der junge Mensch antwortete mit heiserer Stimme. Wolfgang merkte auf: diese Stimme war ihm doch bekannt? Und nun erkannte er auch das Gesicht. War das nicht Kullrich? Donnerwetter, wie der sich aber verändert hatte! Unwillkürlich küßte er den Hut: „n Abend, Kullrich!“

Jetzt erkannte dieser auch ihn. „Schlieben!“ Kullrich lächelte, daß man all seine Zähne, lang und weiß, hinter den blutlosen Lippen sah. Und dann reichte er dem früheren Schulkameraden die Hand: „Du bist auch nicht mehr auf der Schule? Ich auch nicht mehr. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen!“

Wolfgang fühlte die Hand unangenehm feucht-kalt in der seinen, und es durchrieselte ihn. Daß er einmal gehört hatte, Kullrich hätte die Schwindsucht, hatte er längst vergessen; nun fiel's ihm auf einmal wieder ein. Aber das konnte ja gar nicht sein, so jung stirbt man doch nicht?! Alles in ihm sträubte sich dagegen.

„Bist Du krank gewesen,“ fragte er rasch. „Aber jetzt geht's Dir doch wieder ganz gut?“ Es wurde ihm ordentlich schwer, das alte „Du“ zu gebrauchen, der Kullrich hier war ihm so fremd.

„O ja, es geht,“ sagte Kullrich und lächelte wieder. Ein ganz merkwürdiges Lächeln, das selbst dem achtlosen jungen Mann auffiel. Kullrich war nie hübsch gewesen, er hatte eine Kartoffelnase; jetzt mußte Wolfgang ihn immer ansehen: wieviel feiner war das Gesicht geworden und so — er konnte nicht an sich halten, er sagte es plötzlich gerade heraus: „Wie siehst Du jetzt aus?! Ich hätte Dich beinahe nicht erkannt!“

„Mein Sohn wird jetzt bald verreisen,“ sagte der Vater rasch, und dabei zog er den Arm seines Jungen fester in den seinen. „Dann kommt er hoffentlich ganz gesund wieder. Er hat sich heute nur ein bißchen viel zugemutet. Es war so schönes Wetter — viel Luft und Kiefernduft, sagt der Arzt — wir sind zu lange draußen geblieben. Es wird Dir doch nichts schaden?!“ Wieder so viel Angst im Ton. „Ist Dir auch nicht kalt? Willst Du Dich nicht so lange setzen?“ Der Vater stellte ein Feldstühlchen zur Erde, das er unterm Arm getragen hatte und klappte es auseinander: „Setz Dich doch 'n bißchen, Fritz!“

Der arme Kerl! Der Ton des Vaters, in dem die liebende Angst zitterte, berührte Wolfgang eigentümlich. Der arme Kerl, der war wahrhaftig doch sehr krank! Wie schrecklich! Ein Grauen kam ihn an, unwillkürlich zog er sich zurück, daß ihn der Atem des Kranken nicht treffe; der ganze Egoismus der Jugend und der Gesundheit war in ihm: wie fatal, daß er heute, gerade heute dem hier begegnen mußte!

„Kann ich Ihnen vielleicht einen Wagen besorgen?“ fragte er rasch — daß der Kullrich nur fortkam, das Husten war ja gräßlich anzuhören — „ich weiß hier Bescheid, ich bekomme schon einen!“

Der Vater Kullrich, wie aus einer großen Angst erlöst, sagte aufatmend: „Ach, ja, ach ja! 'ne Droschke, 'ne geschlossene womöglich! Mit der Bahn kommen wir ja doch nicht mit! Und es wird so spät! Ist Dir auch wirklich nicht kalt, Fritz?! Ein kühler Wind hatte sich plötzlich erhoben, und der alte Mann zog seinen Ueberzieher aus und hängte ihn dem Sohn um die Schultern.

Mußte dem scheinlich zumute sein, seinen Jungen so zu sehen, dachte Wolfgang. Sterben überhaupt, sterben, wie schrecklich! Und wie der Mann seinen Sohn liebte! Das hörte man am Ton, sah man an den Blicken!

Wolfgang war froh, nach der Droschke umherrinnen zu können. Es war jetzt schwer, eine zu bekommen, er rannte sich völlig außer Atem. Endlich hatte er einen Wagen. Wie er am Halteplatz der elektrischen Bahn anlangte, war Herr Kullrich bereits völlig verzweifelt. Er hatte die Hoffnung schon aufgegeben gehabt, und der Sohn hatte sehr viel gehustet.

Jetzt löste er sich fast auf in Dankbarkeit. Der einfache Mann — er war ein Subalternbeamter und hatte es gewiß nicht dazu — versprach dem Kutsher ein reiches Trinkgeld,

wenn er sie nur rasch nach Galensee, Ringbahnstraße 111, fahren wollte. Er hüllte den Sohn in die Decke, die auf dem Rücksitz lag; der Kutsher gab noch eine Pferdebedecke zu, Wolfgang wickelte dem Schulkameraden die Beine ein.

„Danke, danke,“ sagte Fritz Kullrich matt; er war jetzt ganz abgefallen.

„Besuchen Sie uns doch mal, Herr Schlieben,“ sagte der Vater und drückte dem Ketter die Hand. „Fritz würde sich freuen. Und ich bin Ihnen ja so dankbar!“

„Aber komm bald,“ sprach der Sohn und lächelte wieder sein seltsames Lächeln. „Adieu!“

„Adieu!“ Wolfgang stand und starrte hinter dem rasch davonrollenden Wagen drein — da fuhr der Kullrich! Seiner Mutter nach.

Die frohe Laune Wolfgangs war verflogen. Als die Genossen des Nachmittags mit Gallo nach ihm suchten — Hans mußte seine Frida ordentlich abgeküßt haben, das Pütchen sah ihr schief, ihre Augen glänzten verliebt — machte er sich rasch von ihnen frei. Er sagte ihnen kurz Adieu und ging allein. Der Tod hatte ihn gestreift. Und ein altes Lied, das er, unter so vielen anderen, einst mit Cilla, dem Mädchen seiner Kindheit, gesungen hatte, schob ihm urplötzlich durch den Sinn. Jetzt verstand erst zum erstenmal die tiefere Bedeutung:

„Fräßst du gleich mit deinen Wangen,  
Die wie Milch und Purpur prangen,  
Ach, die Rosen welken bald!“

Er ging gleich nach Hause, er hatte heute nicht Lust mehr, draußen herumzubbummeln. Und als er so ging mit wiegendem, schlenderndem Gang, entlegene Wege, in denen es still war, richtete sich etwas auf vor ihm in der dunklen Färbung des Herbstabends und stellte sich in seinen Weg — das war eine Frage:

„Und du —? Wohin du —?“

In einer Stimmung, die seltsam weich und versöhnlich war, betrat er das Elternhaus. Aber als er ins Zimmer trat, saßen die Eltern da wie zu Gericht.

Käte hatte es nun doch nicht verheimlichen können, es hätte ihr das Herz abgepreßt, sie hatte jemandem erzählen müssen, was sie beobachtet hatte. Und Schlieben hatte sich mehr darüber aufgeregt, als seine Frau erwartet hatte: also in solche Gesellschaft war der Junge geraten?

„Wo treibst Du Dich herum?“ fuhr er den Sohn an. Der Eintretende stutzte: was war das für ein Ton, es war doch heute nicht so spät? Im Gefühl des Unrechts, das ihm geschah, hob er den Kopf.

„Sieh mich nicht so unverschämt an!“ Den Vater verließ die Beherrschung. „Wer ist das Frauenzimmer, mit dem Du Dich herumtreibst?“

Herumtreibst — Frauenzimmer? Dem jungen Menschen schoß das Blut heiß zu Kopf. Frida lämke ein Frauenzimmer — das war toll! „Sie ist kein Frauenzimmer!“ brauste er auf. „Ich habe mich nicht herumgetrieben!“

„Nun, nun, ich habe —“ Schlieben verbesserte sich rasch, er konnte doch nicht sagen: ich habe dich gesehen — so sagte er: „Wir haben Dich gesehen!“

Wolfgang wurde sehr rot. Aha — sie hatten ihn belauert — heute wohl — waren ihm nachgeschlichen? Nicht einmal weit draußen war man sicher vor ihren Späherblicken! Er war empört. „Wie kannst Du sagen Frauenzimmer? Sie ist kein Frauenzimmer!“

„So — was ist sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Meine Freundin!“

„Deine Freundin?“ Der Vater lachte ein kurzes, zorniges Lachen. „Freundin — nun ja, aber für Dich ist das denn doch ein wenig früh! Ich verbiete Dir solche Freundinnen zweifelhaften, mehr als zweifelhaften Genres!“

„Sie ist nicht zweifelhaft!“ Wolfgangs Augen funkelten. Wie recht hatte Frau Lämke, die neulich, als er sie wiederum besuchte, gesagt hatte: „So sehr ich mir auch freue, kommen Sie doch nicht zu oft, Wolfgang. Frida ist man 'n armes Mädchen, un bei so einer wird gleich was geredet!“

Nein, hier gabs nichts anzuzweifeln! Gleich vor But starrte der Sohn dem Vater in die Augen. „Sie ist ein so anständiges Mädchen, wie es nur eines gibt! Wie darfst Du

So bon ihr sprechen? Wie darfst Du Dich unter —“ Er stochte, er war zu wütend, die Stimme versagte ihm.

„Unterstehen — sag's nur heraus, unterstehen!“ Schlieben beherrschte sich jetzt mehr, er war etwas ruhiger geworden, denn was er auf seines Jungen Gesicht sah, dünkte ihn ehrliche Entrüstung. Nein, ganz verdorben war der doch noch nicht, der war wohl nur verführt, solche Frauenzimmer hängen sich ja mit Vorliebe an noch sehr junge Leute! Und er sagte mit einer autgemeinten Ueberredung: „Mache Dich los von der Geschichte so bald als möglich. Du ersparst Dir viel Unangenehmes. Ich will Dir wohl helfen dabei!“

„Danke!“ Der junge Mensch steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte sich breitbeinig auf.

Die weiche Stimmung war längst verflogen, die hatte Wolfgang sofort verloren beim ersten Schritt ins Zimmer; nun war er recht in der Laune, sich nichts, aber auch gar nichts gefallen zu lassen. Sie hatten Frida beschimpft!

„Wo wohnt sie?“ fragte der Vater.

„Ja, das möchtest Du wohl wissen!“ Der Sohn lachte höhnisch auf; er empfand eine gewisse Genugthuung, ihrer Neugier das vorzuenthalten. Das würden sie nie erfahren! Das hatte er ja gar nicht nötig, sie wissen zu lassen! Prozig warf er den Kopf in den Nacken und antwortete nicht.

O Gott, was war aus dem Jungen geworden! Ganz entsezt starrte Käte drein: er hatte sich ja völlig gewandelt, war ein ganz, ganz anderer geworden! Aber dann kam die Erinnerung — sie hatte ihn doch einmal so sehr geliebt — und der Schmerz, ihn gänzlich und auf immer verloren zu haben. „Wolfgang, sei doch nicht so, ich bitte Dich! Wolfgang, wir meinen es doch so gut mit Dir!“

Er maß sie mit einem unerklärlichen Blick. Und dann sah er an ihr vorbei ins Leere hinaus.

„Es wäre besser, ich wäre gar nicht da!“ stieß er plötzlich hervor, ganz unvermittelt. Es wollte trotzig klingen, aber der Troß ersticke im jähen Ausbruch einer schmerzlichen Erkenntnis.

16.

Sie waren überein gekommen, daß Wolfgang nun nicht mehr draußen bei ihnen in der Villa wohnen sollte. Er war zwar noch sehr jung, aber die Zeit zur Selbständigkeit war da, das sahen die Eltern ein. Zwei hübsch möblierte Zimmer wurden gemietet in der Nähe des Geschäfts — Wolfgang sollte jetzt entschieden fleißiger heran — sonst möchte er unbehelligt sein. Dies späte Nachhausekommen, diese verantwortliche Kontrolle — nein, es ging nicht an, daß Käte sich völlig aufrieb! In tiefer Resignation hatte Schlieben diesen Schritt getan.

Und es schien, als sollten wirklich jetzt ruhigere, friedlichere Tage über die Villa Schlieben kommen. Der Winter war da, und der Schnee war eine so weiche, deckende Hülle für manche begrabene Hoffnung.

Wolfgang kam zu Besuch heraus; nicht zu oft, den Vater sah er ja ohnehin täglich im Kontor. Daß es die Mutter doch verlangte, ihn öfter zu sehen, schien er nicht zu ahnen. Sie ließ es ihn auch nicht merken. Sollte sie etwa betteln: „Komm öfter?“ Nein, sie hatte schon allzu viel gebettelt — viele Jahre, fast achtzehn Jahre lang —, und mit Bitterkeit sagte sie sich: „Verlorene Müh!“

Wenn er herauskam, waren sie freundlich miteinander; die Mutter sorgte nach wie vor für tadellose Anzüge, für die bestgeplätteten Oberhemden, für die feinen Batistnacht-hemden und die hohen Kragen. Daß er oft nicht so aussah, wie er hätte aussehen müssen, war nicht ihre Schuld. Es lag auch vielleicht nicht an seiner Kleidung, es lag vielmehr an seiner abgespannten Miene, seinen müden Augen, an seiner ganzen nachlässigen Haltung; er ließ sich hängen, verbummelt sah er aus.

Die Eheleute sprachen aber nicht miteinander darüber. „Wenn er nur erst zum Militär käme,“ dachte Schlieben. Von dem Muß, von der strengen Regelung im Dienst erhoffte er eine Regelung des ganzen Lebens; was sie, die Eltern, mit aller Sorgfalt nicht zuwege gebracht hätten, würde der Drill schon fertig bringen! Zum April sollte sich Wolfgang stellen. Jetzt, zur Winterszeit, hielt er war regelmäßiger und gewissenhafter die Kontorstunden ein, aber, aber wie sah er oft morgens aus! Entseztlich blaß, förmlich fahl. „Verkatert!“ Mit einem Kopfschütteln stellte das der Vater fest, aber er sagte nichts zum Sohn darüber; wozu auch, es würde nur eine unangenehme Szene geben, die nichts mehr nutzte, die höchstens nur noch mehr verdarb. Sie standen eben nicht mehr auf gemeinsamem Boden.

Und so ging es weiter, ohne sonderliche Erregung, aber sie litten doch alle drei; auch der Sohn.

Frida glaubte Wolfgang oft eine Verstimmung anzumerken. Zuweilen ging er mit ihr ins Theater, „was zu lachen“ möchte sie so gern; aber er lachte nicht mit, lachte selbst dann nicht, wenn ihr die Nachtränen über die Wangen liefen. Sie konnte sich ordentlich darüber ärgern, daß er so wenig Sinn für was Lustiges hatte.

„Amüsiert Du Dich denn nicht?“

„Na, mähig!“

„Bist Du denn krank?“ fragte sie ganz erschrocken.

„Nein!“

„Na, was haste denn?“

Dann zuckte er die Achseln, war so abweisend, daß sie ihn nicht weiter ausforschte, ihm nur die Hand drückte und ihm versicherte, sie amüsiere sich köstlich.

Nach und nach versiegten diese Theatereinladungen, die meist so hübsch mit einem Plauderstündchen in irgend einem Bier- oder Weinlokal geendet hatten. Frida sah den Freund überhaupt jetzt selten, nie mehr holte er sie an ihrem Geschäft ab, und in der Wohnung der Mutter ließ er sich auch nicht mehr sehen.

„Wer weeß och,“ sagte Mutter Käte, „ob er sich nicht bald verloben tut. Er hat jemiß eene uf 'n Kieker!“

Frida warf die Lippen auf, sie schmolzte, daß Wolfgang sich gar nicht sehen ließ. Was hatte er bloß? Sie fing an, ihm nachzuspionieren; aber nicht nur aus Neugier.

Und noch eine andere forschte seinen Wegen nach — das war die Mutter. Wenigstens versuchte sie, ihm nachzuforschen. Aber nur das brachte sie in Erfahrung, daß man ihn einmal in einem der kleinen Theater mit einer hübschen Person gesehen hatte, einer Blondine, die recht auffallend frisiert gewesen war. Ah, das war dieselbe von Schildhorn! Noch immer sah sie das blonde Haar im scheidenden Abendlicht glänzen — die war sein Unheil!

Mit einem Spürsinn, der einem Polizisten Ehre gemacht hätte, forschte die Mutter dem Sohne nach. Hätte Schlieben eine Ahnung davon gehabt, wie oft, zu allen Tages- und Abendzeiten, seine Frau um Wolgangs Wohnung strich, er wäre dem auf das entschiedenste entgegengetreten. Der brennende Drang, von Wolfgang zu hören, von ihm zu wissen, ließ Käte die eigene Würde vergessen; mehr als einmal ging sie, während sie ihn abwesend wußte, hinauf in seine Wohnung, angeblich, um ihm dieses oder jenes zu bringen. Aber war sie dann allein — die schwachhafte Wirtin wußte sie sich vom Halse zu halten —, so fuhr sie mit forschenden Augen in beiden Zimmern umher, spähte auf seinen Schreibtisch, wendete sogar jedes Blättchen Papier. Sie kam hier oben gar nicht zur Besinnung ihres Tuns, ging sie aber wieder die Treppe hinab, dann kam ihr das Gefühl eigener Erniedrigung; sie wurde rot und schämte sich vor sich selber und schwur sich's zu mit hundert Eiden, dies nie, nie wieder zu tun. Und tat es doch wieder. Es war ihr eine Dual, und sie konnte es doch nicht lassen.

In einem kalten Wintertag war es — schon Abend, nicht spät für Berliner Begriffe, aber doch immerhin schon Ladenschluß, und Theater und Konzerte hatten längst begonnen — als Frau Schlieben noch in der Wohnung ihres Sohnes saß. Acht Tage war er nicht draußen bei ihr gewesen — warum nicht? Eine große Unruhe hatte sie heute plötzlich gepackt, sie hatte hin zu ihm müssen. Ihr Mann wählte sie in der Hauptmann-Premiere — dahin konnte sie ja auch noch später gehen — Wolfgang mußte jetzt doch gleich nach Hause kommen! Auf ihr fragendes Briefchen hatte er geantwortet: er sei erkältet und halte sich abends zu Hause. Nun, sie wollte es ja auch gar nicht, daß er zu ihr hinauskam und sich noch mehr erkältete, aber es war wohl natürlich, daß sie nun einmal nach ihm sah! Sie machte sich selber etwas vor,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

## Eis im Sommer.

Bereits aus den Sprüchen Salomonis geht hervor, daß im Orient der Schnee für den Sommer aufbewahrt wurde, um ihn zur Kühlung von Getränken zu benutzen; ebenso war dies, wie aus römischen und griechischen Schriftstellern ersichtlich, bei anderen Völkern des Altertums Sitte und Gebräuch. Der Schnee wurde zumeist angehäuft zu kleinen Hügelchen und diese Hügel bedeckt, sei es

mit Spreu oder mit anderen Stoffen, die als schlechte Wärmeleiter erprobt waren. Später errichtete man große Gruben, in denen man Schnee ansammelte, den man dann ebenso vor der andringenden Wärme zu bewahren suchte. So wird z. B. von Alexander dem Großen berichtet, daß er bei der Belagerung der Stadt Petra in Indien dreißig Gruben anlegte, diese mit Schnee füllte und dann mit Eichenzweigen bedecken ließ.

Natürlich war diese Aufbewahrungsmethode weder sonderlich rationell noch sehr reinlich, und wenn die Alten den zerthmolzenen Schnee als Kühlungsgetränk in Ermangelung von Besserem zu trinken pflegten und diesen unsauberen Schnee in ihren Wein zu Kühlungswecken hineintaten, sie möchten wir sie nicht um solchen Genuß beneiden. Die Verwöhnteren suchten denn auch die so abgekühlten Getränke mittels Durchgießen durch Leinwand zu klären und von der Spreu zu reinigen.

Da nun freilich, zumal in den wärmeren Ländern, der Winter meist Schnee und Eis nicht in genügenden Mengen lieferte, so kam man auch frühzeitig auf künstliche Kühlmethoden. Zumeist geschah dies, indem man Wasser abkochte und dann in Schnee stellte oder starkem Luftzuge aussetzte. Nach Plinius soll diese Methode eine Erfindung Neros gewesen sein, und auch Sueton berichtet, daß Nero viel von diesem Abkühlungssystem hielt. Indessen hat man schon lange vor Nero in gleicher Weise verfahren. Aristoteles spricht davon, daß man Wasser erst an die Sonne stellen müsse, wenn man es später recht kalt haben wolle, und er berichtet, daß die Fischer des Schwarzen Meeres ihre Geräte, damit sie recht steif frieren, vorher mit siedendem Wasser begießen.

Galenus berichtet ähnliches aus den heißen Gegenden Afrikas, wo man Wasser abkocht, um es in der Nacht im Luftzuge abkühlen zu lassen. Am Tage werden die Gefäße dann mit Pflanzen bedeckt. Dieses Abkochen des Wassers hatte offenbar den Zweck, die etwa im Wasser befindlichen festen Stoffe aufzulösen, da sie sonst das Gefrieren behinderten. Wohl mochten aus der praktischen Erfahrung, daß so gereinigtes Wasser schnell gefriere, weil es dem Gefrieren weniger Behinderung entgegenstelle, die Alten vielfach den falschen Schluß ziehen, daß das vorherige Erwärmen an sich die Abkühlung beschleunige, was natürlich keineswegs der Fall ist. Plutarch erwähnt auch noch eine andere Abkühlungsmethode mittels Steinen und Weiblechen, ohne indessen eine nähere Beschreibung dafür geben zu können.

Diese primitiven Methoden haben sich wohl auch bis in die neueste Zeit erhalten; ganz besonders scheinen Italien und andere südliche Länder, sowie der Orient, diese Abkühlungsarten beibehalten zu haben, von wo dann durch Reisende die Sitte, die Getränke in der bezeichneten Weise zu kühlen, zunächst nach Frankreich gelangte. Bellon war einer dieser Reisenden, der im Jahre 1553 in seiner Reisebeschreibung seinen Landsleuten erzählte, daß man in Konstantinopel Schnee und Eis den ganzen Sommer hindurch aufbewahre, um Getränke damit abzukühlen. Er empfahl den Franzosen, ebenfalls Eiskeller anzulegen, deren er in viel heißeren Ländern angetroffen habe, als es Frankreich sei.

Als Franz I. mit Karl V. und dem Papst Paul III. eine Zusammenkunft bei Nizza hatte, sah der Leibarzt des erstgenannten, Champier, daß die Spanier und Italiener aus dem Gebirge Schnee holen ließen, um ihn in den Wein zu werfen, welche Abkühlungsmethode die Franzosen noch nicht kannten. Champier riet seinen Landsleuten von einer Nachahmung des Brauches ab, da er ihm ungesund schien.

Indessen scheint sich der Brauch gleichwohl auch am französischen Hofe bald eingeführt zu haben. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter Heinrich III. scheint der Brauch am französischen Hofe aufgekommen zu sein. Ein Satiriker jener Zeit bespöttelt den Hof wegen dieser ungesunden Sitte, die aber mehr und mehr gleichwohl sich an den Tischen der Reichen in Frankreich einbürgerte.

Der Handel mit Eis und Schnee erreichte während des siebzehnten Jahrhunderts eine hohe Blüte, und da die Gewinnung dieses Handelsobjekts nichts, sondern nur die Erhaltung und Beförderung etwas kostete, der Preis aber immer mehr in die Höhe ging, erblickte die damals in höchster Geldnot befindliche und nach Einnahmequellen sehnsüchtig ausschauende Finanzverwaltung Frankreichs in dem Eishandel einen für die Monopolisierung sehr geeigneten Handelszweig.

Die Italiener, von denen augenscheinlich die anderen Völker den Eishandel gelernt haben, waren vermutlich auch die ersten, welche künstliche Abkühlungsmethoden erfanden und so den Weg zur Bereitung des Kunstseises anbahnten. Bereits um das Jahr 1550 war es in Rom in den Häusern der Reichen in Gebrauch, Wasser durch Kalisalpeter-Lösungen dem Gefrierpunkt nahezubringen und dies in der Weise zum Abkühlen von Getränken zu verwenden, daß man diese in Flaschen und Gefäßen in das Wasser setzte. So berichtet der Spanier Blasius Villa Franca, der als Arzt in Rom lebte und der dieser Methode in gesundheitlicher Beziehung große Bedeutung beilegt.

Freilich hatte man von diesem ersten Schritt bis zur Bereitung künstlichen Eises noch einen weiten Weg zurückzulegen, und wie weit dieser Weg war, beweist uns die im Jahre 1648 erschienene Mineralogie des Bartholomäus Ambrosianus, der erzählt, daß es üblich sei, tiefe Gruben mit Steinsalz auszuliegen und dahinein zur Abkühlung Gefäße mit Wasser zu stellen. Wie wenig dieser Autor über die chemische Bedeutung des Kochsalzes dabei orientiert war, zeigt die weitere Bemerkung, daß nach seiner Angabe Köpfer zum Brennen

von Gefäßen Kochsalz benutzen, um dieselben kühl zu machen. Diese Benutzung des Salzes hat natürlich damit gar nichts zu tun.

Indessen war doch schon vor diesem Mineralogen der Versuch gemacht worden, Schnee und Eis mit Salpeter- oder ähnlichen Lösungen zu mischen und in dieser Mischung Gefäße mit Wasser unter den Gefrierpunkt zu bringen, also Eis auf künstlichem Wege herzustellen, wie das in ähnlicher und gleicher Weise noch heute geschieht.

Vor gerade dreihundert Jahren, im Jahre 1607, wird dieser Versuch zum ersten Male erwähnt durch Latinus Tancredus, Arzt und Professor zu Neapel, und es finden sich dann mehrfach Berichte über solche Versuche in den naturwissenschaftlichen Werken des 17. Jahrhunderts, ohne daß indessen von einem allgemeinen Gebrauch die Rede sein kann.

Wie unbekannt vielmehr dieser chemische Gefrierungsprozeß noch war, erhellt aus der Tatsache, daß noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland Taschengeld auf Messen und Märkten ihre Zuschauer durch derartige chemische Eisbereitung unterhielten, obwohl damals schon in den Häusern der Reichen das Fruchteis als Genußmittel zur Aufnahme kam. Nach Brillat-Savarin, dem berühmten Gastrosophen, waren für diese Delikatess ebenfalls die Italiener die Lehrmeister, wenn es wohl auch den Franzosen vorbehalten geblieben ist, diese Vereitung des Desserteises zu vervollkommen.

Ursprünglich begnügte man sich in Italien damit, Früchte, sei es frische oder gekochte, mit einer Eisglasur zu überziehen und dies in Gläsern zu servieren. Dann erst kam man dazu, Fruchtsäfte gefrieren zu lassen und so ein unserem jetzigen Fruchteis ähnliches Desserteis herzustellen.

Wie Brillat-Savarin behauptet, sei die Herstellung dieser Art Fruchteis durch Katharina von Medici, die sich im Jahre 1533 mit Heinrich II. von Frankreich vermählte, aus Italien nach Frankreich eingeführt worden. Das ist nun freilich nach dem oben gesagten eine Unmöglichkeit, da man Fruchteis, wie ausgeführt, damals noch gar nicht in Italien kannte. Freilich brachten damals die zahlreich mit Katharina nach Frankreich überfiedelnden Italiener allerlei Delikatessen mit, unter anderen auch führten sie in Frankreich die Kunst ein, Zitöre und Limonaden herzustellen, und weiter wird damals ihre Fruchteisbereitung nicht gediehen sein, als Limonaden, das heißt den Saft der Limonen oder Zitronen, mit Wasser verdünnt, durch Schnee oder Eis abzukühlen.

Der erste, der solche Limonade in Eis verwandelte und Fruchteis herstellte, war ein in Paris lebender Italiener, Couteau aus Florenz, der bereits um das Jahr 1660 durch derartiges Eis die Pariser entzückte und solchen Beifall fand, daß sehr bald andere, so die Franzosen Lefevre und Poi, es ihm nachtaten; bereits im Jahre 1670 gab es eine ganze Innung Limonadiers, die sich mit der Herstellung von Gefrorenem beschäftigten.

Indessen hat es nahezu ein ganzes Jahrhundert gedauert, ehe man diese Köcherei als etwas anderes ansehen wollte, als eine sommerliche Erfrischung. Erst im Jahre 1750 begann der Pariser Limonadier Dubousson auch in der weniger heißen Jahreszeit und sogar im Winter derartiges Eis anzupreisen. Anfangs ludte man über den Einfall, dann aber fand man, daß Fruchteis zu jeder Zeit gut schmeckt, und so wurde er ein Wahnbrecher für diese Delikatess.

Die französische Revolution war dann im weiteren die Ursache, daß sich das Fruchteis über die ganze Welt verbreitete. Ueberall hin stoben die Emigranten aus Frankreich. Und viele dieser Aristokraten, die vor der Revolution aus Frankreich flohen, retteten nicht viel mehr als das nackte Leben und eine mit ihren Mitteln im größten Widerspruch stehende Genußsucht. Wohin sie kamen, verbreiteten sie die Kenntnis, Ledereien und Delikatessen herzustellen, sei es, daß sie es als Gäste der Fürsten und Aristokraten taten, die ihnen Aufnahme gewährten, sei es, daß sie in der Not die einzige Wissenschaft, die sie besaßen, die kulinarische, in gewinnbringender Weise zu verwerten suchten. Brillat-Savarin widmet in seiner berühmten „Physiologie des Geschmacks“ dieser gastronomischen Betriebsamkeit der Emigranten ein ganzes Kapitel und erwähnt einen Hauptmann Collet, der in New York in den Jahren 1794 und 1795 sehr viel Geld mit der Zubereitung von Eis und Sorbet gewann. Ob nun durch diesen Franzosen angeregt, oder ob dieser vielmehr geschickt die Konjunktur in Amerika nur ausnützte, sicher ist, daß am Ende des 18. Jahrhunderts der Eishandel in Amerika in größter Blüte stand, wie nirgends zuvor, besonders in Boston und New York, und Amerika stand lange Zeit an der Spitze dieses eigenartigen Handelsartikels, dessen praktische Bedeutung für die Konservierung von Eßwaren man augenscheinlich dort zuerst erkannte, wie denn auch die Kunst eisbereitung großen Stiles dort zuerst betrieben wurde. Im Jahre 1799 ging die erste Schiffsladung Eis von New York nach Charleston. Tudor in Boston sandte im Jahre 1805 ein mit Eis beladenes Schiff nach Martinique und begann seit dem Jahre 1833 auch nach Ostindien Eis auszuführen, und in der Folge wurde der Eisexport von Amerika bis nach China, Japan, Australien, ja selbst nach Sizilien und Aegypten ausgedehnt. Dieser Roheis-Export hat freilich durch die Kunstseisherstellung eine wesentliche Einschränkung erfahren, auch in Europa, wo Norwegen und die Schweiz an der Spitze des Exports von Roheis stehen.

Die Herstellung von Gefrorenem als Speiseeis hat natürlich auch durch die Kunstseisbereitung große Fortschritte erfahren. Man hat Vorrichtungen erfunden, daß Desserteis mit leichter Mühe hergestellt werden kann, und die Konditoren überbieten sich gegenseitig in neuartigen Mischungen und, da diese immer sehr bald nachgeahmt

werden, in der Kunst, das Eis in allerlei schönen Formen und Figuren herzustellen.

Die Sitte, das Gefrorene auf der Straße zu verkaufen, kam vor etwa fünfzig Jahren zuerst in den südlichen Ländern und im Orient auf. Ums Jahr 1850 tauchten wohl die ersten derartigen Straßenhändler in Konstantinopel und in süditalienischen Städten auf. Sie trugen vor der Brust kleine Kästen, in denen das Gefrorene auf einem mit Eis gefüllten Kessel lagerte. Ähnlich waren die Eiswagen eingerichtet, die nicht viel später in anderen Großstädten (Paris und Berlin im Jahre 1860) auftauchten, und die noch heute zum sommerlichen Straßenbilde jeder Großstadt gehören und besonders die Freude der Straßenjugend bilden. —

Egon Rosca.

### Kleines feuilleton.

op. Ein Geschichtsschreiber der Revolution. In Paris ist am letzten Freitag der Historiker Albert Sorel, ein Mitglied der französischen Akademie, im Alter von 64 Jahren gestorben. Er hat die Vollendung seines Hauptwerkes „Europa und die Geschichte der französischen Revolution“, dessen achter Band vor einigen Monaten erschienen ist, nicht lange überlebt. Die Tendenz, die Sorel bei der Abfassung seines Werkes geleitet hat, weist ihn der Schule Hippolyte Taines zu, mit dem er auch den Vorzug einer künstlerischen Darstellung teilt. Die Behandlung der neueren Geschichte steht in Frankreich ganz deutlich im Dienste politischer Ideen. Zwei Hauptrichtungen lassen sich da unterscheiden. Die jüngere, demokratische Schule, die ihren verdienstvollsten Vertreter im Pariser Professor Aulard, dem gewissenhaften Erforscher der politischen Geschichte der Revolution, besonders der Entwicklung der revolutionären Parteien hat, sieht in der Revolution den Bruch mit einer überlebten politischen Tradition und den Ausgang einer neuen Menschheitsära, die zur endgültigen Befreiung und zur Lösung der sozialen Frage hinführt, die andere, konservative, sieht in ihr nur den Abschluß einer jahrhundertelangen, organischen Entwicklung. Taine hat diese Anschauung für das soziale und innerpolitische Gebiet zu begründen gesucht und die Originalität dieses temperamentvollen, ästhetisch feinsüßlichen Schriftstellers hat seiner Darstellung einen sehr starken Einfluß verschafft. An Popularität kann es das Sorelsche Werk, dessen Gegenstand die diplomatische Geschichte ist, mit der Schöpfung Taines nicht aufnehmen, wiewohl es musterhafte Klarheit und plastische Begabung, womit der Verfasser seinen spröden Stoff behandelt hat, ihm einen ausgezeichneten Platz in der französischen prosaischen Literatur anweisen. Sorel hat das Werk Taines fortgesetzt, indem er die diplomatische und militärische Politik der ersten Republik und des Kaiserreiches als die natürliche Fortsetzung der Politik darstellte, die Heinrich IV. und Richelieu begonnen hatten. Sein Werk wird, abgesehen von seinen formellen Vorzügen, denen die bürgerlich-demokratische Schule bisher nichts an die Seite zu setzen hat, als umsichtige Verarbeitung eines riesigen Quellenmaterials auch von jenen zu Rate gezogen werden müssen, die sich mit seiner nationalistischen Grundidee nicht identifizieren können. Vom Hurrachawinismus hielt sich Sorel als Mann von Geschmac fern. Er war auch einer der frühesten Anhänger der Wagnerischen Musik in Frankreich. Unter den mannigfachen Ehrungen, die er erfahren hat, ist die nach der Vollendung seines großen Werkes beschlossene Zuteilung des 100 000 Frank betragenden Preises D'Azis erwähnenswert. —

### Theater.

Lustspielhaus. „Unsere Käte“, Lustspiel in drei Aufzügen von Henri Dabies. Uebersetzt und bearbeitet von B. Bohson. Der englische Verfasser, der bei uns durch die Schauspielhaus-Aufführungen seiner freundlichen Alljüngferntomödie „Im stillen Gähnen“ bekannt geworden, zeigt auch in diesem neuen Werkchen Züge liebenswürdiger Gemütslichkeit. Er hat etwas Altmodisches in der Art, wie er mit bedeutend mehr Wohlwollen als Erfindungskraft seine Liebesleute in den Hasen der Verlobung lugiert, und mit Vorliebe geht sein Humor dem Altmodischen ein wenig schrullhafter doch herzenguter Damen nach. Die verwitwete Frau Spencer mit ihren schwarzen Seidenbändern auf dem beweglichen Köpfchen, dessen Gedanken gewiß nie irgend welche Seitensprünge über die netten Zimmer, den netten Garten, über Mann und Kind und die Sonntagspredigten des Herrn Pfarrer hinaus gewagt haben, ist um vieles amüsanter und eindrucksvoller geraten als das emanzipierte neunundzwanzigjährige Fräulein Käte, auf die das Stück getauft ist. Das Konventionelle erhält bei ihm gleichsam einen originellen, das Unkonventionelle einen lobtentionellen Anstrich. Das Blahwängige der Heldin fällt ganz besonders auf, wenn man vergleichend an das Emanzipierten-Lustspiel „In Behandlung“ aus Drehers guter Zeit, an die frohlockend humorvoll und individuell charakterisierte Figur der burschlichen Liesbeth zurückdenkt.

Ein paar Tage vor der Heirat hat sich Fräulein Spencers Bräutigam, ein lustiger Maler und dem Beruf zum Trotz eine schwer reiche Partie, aus dem Staube gemacht. Der Grund ist, daß die junge Dame, eine musterhafte Kirchengängerin wie die Frau Mutter, ihn

einem religiösen Examen, ob er auch späterhin am heiligen Sonntag malen werde usw., unterworfen, und als er sie anschlachte, verkündet hatte, dann könne von einer Ehe zwischen ihnen nicht die Rede sein. Nun herrscht Trauer in der Spencerschen Familie: Die alte Dame schüttelt fortwährend wehleidig das Haupt, Robbi, der vierzehnjährige Junge, will den „Verräter“, wenn er seiner habhaft wird, verprügeln und Annie schreiet stumm in tragischer Ergebung umher, nur ein wenig getöftelt durch das Bewußtsein, für die gute Sache des Christentums zu leiden und so der Sympathie und Bewunderung des jugendlichen tugendhaft blonden Wikars im Städtchen würdig zu werden. Käte als der unternehmendste Geist im ganzen Gebiete der Verwandtschaft wird in dieser Not aus London herbei zitiert, die Sache einzureuten, und schwärmt, kaum angekommen, der Braut in hohen Tönen der Verliebtheit von einem reizenden Menschen, einem Reiselameraden, vor, der mit ihr zusammen hier ausgestiegen. Natürlich ist's der Uebel-täter selbst. Damit weiß man, was einem bevorsteht. Der Ungetreue, der zurückkehrt, um seinen Frieden zu machen, erhält an Stelle des altflugen Gänsehens die temperamentvolle Mittlerin, während jene durch die Hand des als Reserve bereitgehaltenen Wikars entschädigt wird. Aber ein munterer Dialog und allerhand kleine drollige Theaterinsfälle machen die Ausführung des einfachen Programms ganz unterhaltsam. Namentlich der zweite Akt, die Liebeszügen, in denen die beiden älteren Jahrgänge sich finden, haben einen flotten Zug, ein besseres Lustspieltempo.

Geradezu eine Ueberschätzung war Asta Hiller in der Figur der Frau Spencer. Auch die ob ihrer Meisterhaft im alten Damensache berühmte Margarete Albrecht vom Lessing-Theater hätte die Rolle schwerlich charakteristischer und gewiß nicht so überwältigend komisch herausbringen können. Die einfachsten Worte aus ihrem Munde, eine Reizung des Kopfes oder eine Bewegung der Hand, riefen Lachstürme hervor. Wenn sie die Wasser ihrer mütterlichen Veredsamkeit auf das Haupt des schuldigen Malers ergoß und zwischendurch über ihr Herz klopfen jammerte, dann sah man ihr dasselbe wirklich im Gesicht und den Bewegungen des Halses an. Jede Miance wurde zum Triumph; und dabei hielt sich die Komik immer im Diskreten, nirgends störte ein Ton der Effekthascherei die volle Einheit des Bildes. Gut waren auch Klara Gernod als duselnde Nachsich und Albert Paul in der Rolle des Malers, während die Gestalt der Käte in der Darstellung von Gertrud Arnold keine rechte Farbe gewann. Vach, der als Regisseur das Ganze stimmungsvoll inszeniert hatte, spielte den Wikar, wie nicht anders möglich, im Possengente. Das Publikum schien sehr zufrieden. —

### Humoristisches.

— Schlaue Kaufmann (als der kleine Moritz durchaus aufs Karussell will): „Wozu brauchst Du Dich erst aufs Karussell zu setzen, Moritz! . . . wo sich ja dreht die ganze Erde?! —“

— Arbeitsteilung. Hausherr: „Wie — zwölf Mark für das bißchen Arbeit, eine Türe abzuhobeln — und da steht noch drei Mann eine Türe gehobelt!“

Lehrling: „Ja, wissen S', Herr Maier, döös is a so: der G'sell hat g'hobelt, ich hab's Werkzeug 'tragen und der Meister hat — zug'schaut!“ —

— Ein Vielbeschäftigter. „Wann werden Sie denn heiraten, Herr Müller?“

„Nächsten Donnerstag; da muß ich so wie so am Standesamt vorbei!“ — („Meggendorfer Blätter.“)

### Notizen.

c. Einen Staatspreis für Dichter im Betrage von 3000 Frank hat die französische Republik gestiftet. Erster Empfänger ist ein junger Literat namens Abel Vonnard. —

— Frauenstudium in Deutschland. Die Zahl der immatrikulierten Frauen an den deutschen Universitäten beträgt im laufenden Semester 211, gegen 140 im letzten Winter und 137 im Sommer 1905. Davon studieren 108 Medizin, 66 Philosophie, 22 Mathematik und Naturwissenschaften, 10 Kameralia, 4 Jurisprudenz und 1 Zahnheilkunde. 58 sind in Freiburg, 57 in Heidelberg, 55 in München, 27 in Leipzig, 8 in Würzburg, 5 in Tübingen, 1 in Erlangen. Die anderen Universitäten lassen Damen nur als Hospitantinnen zu. Die Zahl der letzteren beträgt diesmal 1268 gegen 1780 im letzten Winter und etwa 1050 im Vorjahre. Demnach studieren an den deutschen Universitäten in diesem Semester im ganzen 1479 Frauen gegen etwa 1900 im Winter und etwa 1190 im Sommer des Vorjahres. —

k. 325 Seeemeilen hat, wie aus New York berichtet wird, das Unterseeboot „Lake“ zurückgelegt und dabei eine durchschnittliche Geschwindigkeit von sieben Knoten in der Stunde erzielt. Der Erfinder versichert, daß sein Schiff zu tauchen und zu manövrieren vermag wie das berühmte Tauchboot in der Dichtung Jules Verne's, der „Nautilus“. Das Boot ist allen Ländern zum Kauf angeboten. —